

Ratlos vor dem Leid?

Der Christ und sein Glaube¹

Johannes Gründel, München

In Dankbarkeit Richard Egenter gewidmet, † 11. 2. 1981

Der Mensch und das Leid

Seit Menschengedenken bestimmen nicht nur Glück und Freude, sondern auch Not, Krankheit und Leid menschliches Dasein. Ein Großteil der Menschheit unserer Tage stöhnt immer noch unter Unfreiheit und Versklavung, Hunger und Entbehrung. Neben körperlichem Schmerz und äußerer Not belasten auch seelische Leiden den Menschen: der Tod eines Freundes oder Lebensgefährten, das Scheitern einer ehelichen Verbindung, Untreue und Verrat, Einsamkeit und psychische Ängste, vor allem aber eine vermeintliche Hoffnungslosigkeit des eigenen Daseins.

Doch lassen sich überhaupt körperliche und seelische Leiden so voneinander trennen? Zunehmend wird uns bewußt, daß aufgrund der leib-seelischen Einheit des Menschen ein Wechselverhältnis besteht zwischen leiblichem und seelischem Geschehen: psychische Störungen und seelisches Leid können so groß sein, daß sie in ihren Auswirkungen auch zu körperlicher Erkrankung führen – und umgekehrt: körperliche Erkrankung kann auch die seelische Verfassung eines Menschen wesentlich beeinträchtigen.

Dabei dürfte jedoch dem seelischen Bereich das Schwergewicht zufallen. Wo nämlich die innere Verfaßtheit und seelische Gesundheit eines Menschen schwer gestört sind, wird sich dies auch auf seine gesamte Belastbarkeit auswirken. Dagegen vermag jener Mensch, der unter schwerster Beanspruchung steht, unter Umständen auch große körperliche Not, leibliche Behinderung oder Schmerz zu tragen und zu ertragen, wenn er nur eine entsprechende seelische Kraft und eine innere Stabilität besitzt. Von Friedrich Nietzsche stammt das Wort: „Wer ein Warum hat zu leben, erträgt fast jedes Wie.“

Es gibt Leiden und Schmerzen, die sich beheben lassen oder die wenigstens gemildert werden können. Es gibt aber auch Leid, durch das der Mensch hindurch muß, dem auszuweichen ebensowenig möglich ist wie dem eigenen Tod. Leiden – körperliches wie seelisches – kann unverschuldet als Verhängnis, ge-

¹ Der folgende Beitrag wurde als Ansprache im Bayerischen Rundfunk gehalten.

radezu als Schicksal dem Menschen zugewiesen sein; es kann aber auch durch eigenes Verhalten verursacht und selbstverschuldet sein.

Es gibt auch ein Leid, das die Rätsel dieser Welt bieten: Warum brechen immer wieder Naturkatastrophen durch in einer Welt, die ansonsten mit faszinierender Weisheit und Zweckmäßigkeit konstruiert erscheint? Warum gibt es Erdbeben, Vulkanausbrüche, Zerstörung gesunden menschlichen Lebens durch Krebswucherungen oder andere Erkrankungen? Warum gibt es Haß und Aggression unter Menschen, ja unter Völkern in einer Weise, daß man sich gegenseitig zu vernichten droht?

Doch sind wirklich derartige Geschehnisse, wenn sie den Menschen treffen, sind Schmerz, Krankheit und Tod eines lieben Menschen schon menschliches Leid? Oder müßte man Leid nicht tiefer verstehen als eine spezifisch menschliche Qualität? Erst wo ich zutiefst von einem Geschehen, einem Ereignis schmerzlich betroffen werde, wo dieser Schmerz nicht nur äußerlich gewissermaßen vital erfahren, sondern ganzmenschlich erlebt wird, kann man vom Leid eines Menschen sprechen.

Leiden – seien sie körperlich oder seelisch, verschuldet oder unverschuldet, persönlich oder universell, oberflächlich wahrgenommen oder zutiefst als Leid erfahren – Leiden gibt es viel, ja zuviel auf dieser unserer Welt. Der Mensch steht ratlos davor, ob er nun selbst konkret davon betroffen ist als Schwerkranker und Leidender, ob er sich als nächster Angehöriger, Freund oder von Berufs wegen zu Trost und Hilfe aufgerufen fühlt, oder ob er auch solchem Leid nur von der Ferne begegnet und sich mit ihm auseinandersetzt.

Der Mensch vor dem Leid

Kann man nun nach dem „Warum“ menschlichen Leides fragen? Läßt sich einer todbringenden Krankheit, einer unverschuldeten seelischen Not überhaupt ein Sinn abgewinnen? Sigmund Freud, der selbst jahrelang in seiner Krankheit körperliche Qualen zu erdulden hatte – Gaumen und Oberkiefer wurden von einer bösartigen Geschwulst langsam zerstört – hat viel über den Sinn der Krankheit nachgedacht. Doch wie er dem Leben jeden objektiven Sinn absprach, so auch seiner Krankheit: „Höchst überflüssig“ – lautete sein Kommentar – wenngleich derselbe Sigmund Freud die psychischen Erkrankungen seiner Patienten, die Neurosen, keineswegs als „höchst überflüssig“ bezeichnete, sondern ihnen einen Sinn zusprach². Für Freud waren solche Krankheiten insofern sinnvoll, als sie im Leben des einzelnen oder auch im Gesamtentwurf der Welt doch noch zu etwas gut erschienen, und wenn auch nur

² Vgl. hierzu A. Görres, *Sinn und Unsinn der Krankheit. Hiob und Freud*, in: A. Görres (Hrsg.), *Der Kranke – Ärgernis der Leistungsgesellschaft*, Düsseldorf 1971, 74–88.

der neurotisch Kranke die Krankheit als Ersatzbefriedigung braucht, als Verweigerung vor konkreten Forderungen der Familie oder als Protest gegen Zumutungen und Anforderungen des Berufes und der Gesellschaft.

Und dennoch paßt die Krankheit nicht in das natürliche Lebensprogramm des Menschen. Der Arzt betrachtet sie als Feind, den es zu bekämpfen gilt. Oft bleibt eben die erste Reaktion des Kranken „höchst überflüssig“ die einzige. So manche verstehen Krankheit und Leiden als kurze Lebensspanne, die möglichst bald wieder abgesetzt und repariert werden muß³.

Oder können nicht doch Krankheit und Leiden ein Angebot und eine Einladung sein, eine vielleicht verschüttete Dimension unseres eigenen Lebens wieder frei zu legen? Ob nicht so manches Mal der gewaltsame Eingriff in den Ablauf unseres Lebens durch Unfall, durch Krankheit oder durch den Verlust eines Menschen uns aus der unmittelbaren Einbindung an die Aufgaben des Berufes und an vordergründige Begebenheiten herausreißt und neue Dimensionen am Horizont wieder aufleuchten läßt, die Frage nach dem Sinn unseres Tuns, ja nach dem letzten Sinn unseres Lebens überhaupt wieder einmal stellt?

Auch Kranke und leidende Menschen können Sinn erfahren in der Begegnung mit anderen Menschen, denen es ebenso oder noch schlimmer ergeht. Dennoch sträuben wir uns mit Recht gegen Krankheit, Leiden und Not und versuchen, sie aus unserer Welt zu verbannen. Auch der religiös gläubige Mensch bleibt hiervon nicht ausgenommen; denn vor dem vielfachen unendlichen Leid in der Welt verstummt selbst ein an Gott glaubender Mensch oder gerät in Zweifel, wie so etwas überhaupt möglich ist.

Kann angesichts dieser vielfältigen Formen von Unrecht und Leiden, angesichts der furchtbaren Weltkriege unseres Jahrhunderts, der Greueltaten während der NS-Zeit, der Naturkatastrophen in der Welt, der vielfältigen Vertreibung ganzer Volksgruppen und Verfolgung einzelner heute der Mensch noch von einem guten Gott sprechen? Auch Christen stehen zunächst ratlos und sprachlos vor solchem Leid. Wir müssen offen eingestehen: hierfür gibt es keine befriedigende Erklärung. Ein geistlicher Schriftsteller zu Beginn dieses Jahrhunderts, Peter Lippert, warnt vor vorschnellen Erklärungsversuchen, wenn er schreibt: „(Gott ...), es gibt Menschen, die alles wissen, die auch Deine großen Gedanken und Ratschlüsse durchdringen und fein säuberlich sich zu-rechtlegen. Sie erklären alles und beweisen mir, daß es gerade so sein muß und so am besten ist, wie es ist. Aber ich mag sie nicht, diese Alleserklärer. Und am wenigsten mag ich Deine Erklärer, die Dich rechtfertigen und herausreden bei allem, was Du tust. Ich gestehe Dir lieber, daß ich Dich nicht verstehe, daß ich nicht begreife, warum Du den Schmerz, warum Du so viel Schmerz, so brüllenden, wahn sinnigen und sinnlosen Schmerz geschaffen hast.“⁴

³ Ebenda 78 f.

⁴ P. Lippert, *Der Mensch Job redet mit Gott*, München 1934, 174 f.

Der Christ vor dem Leid

Selbst wenn man mit allen möglichen Erklärungsversuchen das Leid nicht wediskutieren kann, so erscheint es doch notwendig, die Frage nach dem Warum zu stellen, um vielleicht wenigstens für die Ratlosigkeit und für das bleibende Geheimnis des Leidens eine Antwort zu erhalten. Mit dieser uralten Menschheitsfrage haben sich die verschiedensten Religionen auseinandergesetzt. Hierzu werden auch die unterschiedlichsten Antworten versucht. – Die sog. primitiven Religionen sehen Leiden verursacht durch magische Mittel oder durch die Einwirkung dämonischer Kräfte. – Im Parsismus, der Form der Lehre des Zarathustra, geht man von einem bösen Prinzip aus, das als Verursacher allen Leides angesehen wird. – Sowohl der Konfuzianismus wie die indische Lehre vom Karma sehen Leiden und Not des Menschen in einem ursprünglichen Zusammenhang mit dem moralischen Verhalten der Betroffenen. Die indische Lehre vom Geburtenkreislauf erblickt im Verhalten und Werk des Menschen die Voraussetzung für seine künftige Existenz. – Der frühe Buddhismus wieder sieht Leiden als Qualität menschlichen Daseins, das erst mit dem Eingang ins Nirwana überwunden wird. Im nördlichen Buddhismus entwickelte sich daraus die Ansicht, daß ein Bodhisattwa Leiden anderer auf sich nehmen kann und für deren Heil opfert. – Nach altgriechischer Auffassung führt Leiden den Menschen erst zu einem wahren Wissen.

Die Frage nach dem Warum des Leids wird in den Schriften des Alten Testaments vom geduldigen Hiob ebenso gestellt wie in unserer Zeit angesichts der Verbrechen von Auschwitz und der Leiden unschuldiger Kinder oder unheilbar Kranker. Selbst wenn es hierzu keine Patentantwort gibt, so kann es sich vielleicht doch lohnen, dieser Frage noch etwas nachzugehen; denn zum Kern christlicher Botschaft zählt das unschuldige Leiden und Sterben Jesu, sein Kreuzestod wie seine Auferstehung. Diese christliche Botschaft könnte wenigstens die Richtung weisen, in der eine Antwort zu suchen wäre.

Strafe

Zu Beginn der Bibel wird in der Erzählung vom Paradies zunächst ein Idealbild menschlichen Lebens ohne Leid, Not und Tod entworfen; doch brechen unmittelbar mit der Sündigkeit des Menschen Leiden und Tod in die Welt ein. Dem Menschen ist das Leiden wie der Schatten dem Licht beigegeben. Darum wird die Frau „unter Schmerzen ihre Kinder gebären“ (Gen 3, 16); verflucht soll der Ackerboden sein, Dornen und Disteln tragen; mit Schweiß im Gesicht wird der Mensch sein Brot essen und zurückkehren zur Erde, von der er genommen wurde (vgl. Gen 3, 17–19).

In diesen Texten werden offensichtlich die immer wieder zu erfahrenden Beschwernisse des Lebens wie der Tod als Strafe Gottes gedeutet. Daß der

Brudermörder Kain unstet und flüchtig über die Erde zieht, wird ebenfalls als Folge seiner Schuld und als Strafe gedeutet. – Selbst wenn es diese Gestalten der biblischen Urgeschichte wie Kain und Abel nicht gegeben hat, sie existieren doch irgendwie in jedem Menschen fort.

In einer weiteren Reihe von Beispielen kennt das Alte Testament Leiden als Folge von Strafe. So wird das auserwählte Volk Israel durch Krieg, Verfolgung und Vertreibung dafür gestraft, daß es die Treue zum Bund Gottes mit seinem Volk aufgekündigt hat. Ja es sieht fast so aus, als habe sich im Verlaufe einer mehrtausendjährigen Geschichte bis heute noch die Völkerwelt gegen Israel verschworen und dieses Volk unter andere Völker der Welt zerstreut – und dennoch enthalten die gleichen biblischen Texte immer einen Hoffnungs-schimmer: nicht die völlige Vernichtung wird angedroht, sondern „ein kleiner Haufen wird übrig bleiben“ (Dtn 28, 62). Dieser Rest dürfte auch für die christlichen Kirchen eine nicht zu übersehende Bedeutung haben. An diesem Rest erneuert sich immer wieder der Bund Jahwes. Dies ist auch das Grunderlebnis Israels inmitten der gesamten Geschichte seines Bundes, in dem sich das Gericht Gottes in Leid, Not und Verfolgung vollzieht; dennoch wird der Bund nicht aufgekündigt; derartige leidvolle Ereignisse bilden vielmehr den Ansatzpunkt für eine Erneuerung des Volkes und für Gottes Offenbarung. Letztes Wort Gottes ist nicht das Gericht, sondern die Gnade.

Prüfung

So tief darum auch die Leiden als Strafe gesehen werden, sie sind im Verständnis der Bibel nur das Vorletzte. Das leidende Volk wird von Gott gezüchtigt, aber nie ganz verworfen. Hier liegt auch der Ansatz zu jenem letzten Optimismus, der den Dichter des 23. Psalmes noch bestimmt, wenn er betet: „Muß ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir, dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht.“ (Ps 23, 4)

Neben dem Leid als Strafe kennt das Alte Testament auch das Leid als Prüfung. Nach einem Wort aus dem Buch Hiob (5, 7) gehört Leiden zum menschlichen Leben schlechthin; es heißt: „Fürwahr, der Mensch ist zur Mühsal geboren wie die Feuerfunken, die hoch fliegen.“ In der alttestamentlichen Lehr-erzählung vom geduldigen Hiob prüft Gott seinen Knecht durch Leiden; er gibt einem der Gottessöhne (Satan) die Erlaubnis, Hiob zu versuchen. Diesem Hiob sterben die Kinder weg, schwindet sein Besitz, geht die Gesundheit verloren – er sitzt auf der Asche seines Elends. Aber Gott hat ihn nicht verlassen. Hiob selbst empfängt die Leiden – selbst wenn er sie nicht versteht – immer noch als von Gott gesandte Leiden. Darin dürfte auch seine Größe zu sehen sein: daß er dennoch glaubt. Dieser Glaube raubt seinem unverständlichen Leiden die letzte Schärfe. Unverständlich ist und bleibt dieses Leid, es muß

aber damit noch nicht völlig sinnlos sein; denn es führt den glaubenden Hiob erneut vor die Größe eines Gottes, der sich dem allzu naiven menschlichen Verstehen nicht so einfach erschließt. Der leidende Mensch Hiob redet noch mit seinem Gott und besteht so die Prüfung.

Hierin zeichnet sich wohl ein Unterschied zwischen ihm und dem heutigen Menschen ab. Angesichts von Leid, Not und Tod, von Unglück, Krieg und Krankheit, die keineswegs immer als Strafe oder Züchtigung angesehen werden dürfen, fragt der Mensch heute, ob es überhaupt einen guten Gott geben kann. Hiob jedoch weiß trotz dieser Leiden, daß menschliches Leben in all seinen Schichten noch umfassen bleibt von Gott. Insofern wird im Alten Testament Gott selbst niemals zur Diskussion gestellt. Er bleibt immer Partner des Dialogs in menschlichem Leid wie in menschlicher Freude. – Selbst wenn Hiob keine geschichtliche Gestalt ist, sondern nur eine erbauende Erzählung, so existiert er als Leidender, Zweifelnder, aber auch als sich zu Gott Hinwendender in vielen von uns. Die Erfahrung eines Hiob, daß Leid eine Prüfung sein kann, unter der man nicht zusammenbricht, sondern vielmehr erstarkt, hat in unserer Zeit einen Niederschlag gefunden im folgenden kurzen afrikanischen Märchen:

Durch eine Oase ging ein finsterer Mann, Ben Sadok. Er war so gallig in seinem Charakter, daß er nichts Gesundes und Schönes sehen konnte, ohne es zu verderben.

Am Rande der Oase stand ein junger Palmenbaum in bestem Wachstum. Der stach dem finsternen Araber in die Augen. Da nahm er einen schweren Stein und legte ihn der jungen Palme mitten in die Krone. Mit einem bösen Lachen ging er nach dieser Heldentat weiter.

Die junge Palme schüttelte und bog sich und versuchte, die Last abzuschütteln. Vergebens. Zu fest saß der Stein in ihrer Krone. Da krallte sich der junge Baum tiefer in den Boden und stemmte sich gegen die steinerne Last. Er senkte seine Wurzeln so tief, daß sie die verborgene Wasserader der Oase erreichten, und stemmte den Stein so hoch, daß die Krone über jeden Schatten hinausreichte. Wasser aus der Tiefe und Sonnenglut aus der Höhe machten eine königliche Palme aus dem jungen Baum.

Nach Jahren kam Ben Sadok wieder, um sich an dem Krüppelbaum zu erfreuen, den er verdorben. Er suchte vergebens. Da senkte die stolzeste Palme ihre Krone, zeigte den Stein und sagte: „Ben Sadok, ich muß Dir danken; Deine Last hat mich stark gemacht.“

Eigenes Leid kann, wenn es als so Verfügtes angenommen und getragen wird, menschliches Leben zu einer ungeheuren Größe heranreifen lassen.

Sühne

Neben dem Leid als Strafe und dem Leid als Prüfung kennt das Alte Testament auch das Sühneleiden des Gerechten. Die Lieder vom leidenden Gottesknecht im zweiten Teil des Propheten Jesaja sind gewissermaßen Vorbild für jedes stellvertretende Sühneleiden. Diese Lieder entstanden im sechsten vorchristlichen Jahrhundert während der babylonischen Gefangenschaft des Volkes Israel. Selbst wenn es sich in diesen Texten vermutlich um eine Totenklage eines Dichters auf einen verkannten Unbekannten handelt, der als Blutzuge des Glaubens schuldlos geopfert wurde, so hat doch jüdisches Volksempfinden in diesen Liedern vom leidenden Gottesknecht einen Vorentwurf der eigenen Geschichte erkannt. Dies gab auch dem Martyrium jüdischer Gläubiger Jahrhunderte hindurch Würde; denn noch in der letzten Erniedrigung wußte man sich als „Knecht Gottes“.

Christlicher Glaube sah in diesen Texten vorgezeichnet das Leiden und den Tod Jesu am Kreuz als stellvertretendes Sühneleiden für die Sünden der ganzen Menschheit. Seither ist immer und überall offensichtlich das Leiden Unschuldiger oder Gerechter im Lied des Gottesknechtes vorgezeichnet und im Schatten des Kreuzes zu sehen. Insofern gibt es nicht nur einen Gottesknecht, sondern viele Unschuldige, die zur Heiligung des göttlichen Namens in den Tod gingen. Das alttestamentliche Bild vom Schmerzensmann wird nicht nur transparent auf das Leiden Christi; es ist Urbild des Leides unschuldiger Menschen schlechthin. Es ist ein Bild vom Prügelknaben der Weltgeschichte, vom leidenden Volk Israel, von aller Not und allem Leid Unschuldiger; es deutet an, daß das Leiden der Gerechten auch das Leiden Gottes ist. Gott leidet in seinem Knecht. Aus christlicher Sicht hat Gott im Leiden seines Sohnes Jesus Christus das Leid der Welt auf sich genommen und dadurch die Welt mit sich versöhnt. Dieses große Erbarmen Gottes über seine Welt ist und bleibt die letzte Hoffnung der Leidenden. Selbst wenn damit das Leiden noch nicht aus der Welt verbannt wurde, so ist doch mit dem Tod und der Auferstehung Jesu für den Christen Erlösung bereits angebrochen. Die letzte Sinnlosigkeit des Leidens erscheint beseitigt.

Der Umgang mit dem Leid

Wenden wir von diesen bibel-theologischen Aussagen nunmehr den Blick wieder auf das Leid der Menschen unserer Tage. Heute hat es weithin den Anschein, als seien die Menschen trotz äußerlichen Wohlstandes keineswegs glücklicher, als nähmen vor allem seelische Leiden und Depressionen des Menschen zu, und so manchem ist der Lebenssinn abhanden gekommen; die Belastbarkeit des Menschen nimmt ab; bereits aus geringfügigen Anlässen erscheint ein Leben nicht mehr lebenswert. Die Selbstmord-Statistiken der

Wohlfahrtsstaaten wie die zunehmende Zahl der Versuche jener, die ihrem Leben ein Ende bereiten wollen, sprechen hier ein unüberhörbares Wort. Es kann in diesem Zusammenhang nicht auf die verschiedenen Ursachen dieses Phänomens eingegangen werden. Nur stellen wir eine Zunahme solchen Leidens fest.

So paradox es auch klingen mag: unsere Aufgabe ist es zunächst, den Menschen wieder leidfähig zu machen. Wir sind weithin unfähig geworden, negative Ereignisse überhaupt richtig wahrzunehmen und zu verarbeiten, tiefer an uns herankommen zu lassen und damit zu leiden. In Abwandlung des Wortes von Alexander Mitscherlich von der Unfähigkeit zu trauern könnte man sagen: wir sind unfähig geworden zu leiden, und weil wir dies sind, sind wir auch nicht nur sprachlos, sondern ratlos vor dem Leid.

Der rechte Umgang mit dem Leid will gelernt sein. Es bedarf hier zunächst der Bereitschaft, sich der Wirklichkeit, ihren Grenzen, Einschränkungen und Beeinträchtigungen zu stellen und das mir unabdingbar Verfügte auch noch als Aufgabe zu sehen. Sicherlich weiß keiner von uns, wie wenig oder wie sehr belastbar er ist. Wo wir aber von einem Ereignis – dem Tod eines uns nahe stehenden Menschen, einem Unglück oder einer lebensbedrohenden Erkrankung – in unserer Existenz zutiefst betroffen sind, wo ich ein solches Ereignis nicht bloß oberflächlich wahrnehme oder etwa überhaupt nicht wahrhaben möchte, sondern als Wirklichkeit in mein Leben hineinnehme, erfahre ich Leid. Selbst wenn ich dabei mit eigenen Kräften nicht fertig zu werden vermag, so zählt doch dieses Ereignis nunmehr zur Geschichte meines Lebens und gibt ihm ein unauswechselbares eigenes Gepräge.

Der Umgang mit eigenem Leid darf uns nicht blind machen für das, was uns geschieht, für die Aufgaben, die sich uns stellen, aber auch für das Leiden und die Not anderer. Wo ich mich als Leidender dem anderen zuwende, dessen Nöte und Sorgen mit erspüre, vollzieht sich bereits eine Wende: ein Stück der Verarbeitung eigenen Leides. Nicht umsonst heißt es in der abschließenden Rahmenerzählung des Buches Hiob (42, 10), daß der Herr das Geschick des Hiobs wendete, als er für seinen Nächsten Fürbitte einlegte.

Kann nicht gerade in der Mitteilung meines Leides an den Nächsten, in einem Gespräch, das Leid als Humanum zu etwas werden, was ein liebender Mensch mitträgt? Erhält nicht durch das Mitleiden meines Leidens unser Leid auch schon so etwas wie eine religiöse Dimension? So sehr dem Leidenden als solchem – und ihm ganz allein – das Leid zugewiesen bleibt, so bedarf er doch gerade in solchen Tagen jener Menschen, denen er sich mitteilen kann und die zumindest einen Teil seines Leides mitzutragen oder zumindest mitzuleiden bereit sind. Und noch eines: vollzieht sich nicht oftmals erst in einem solchen Mitleiden die Erfahrung, welche Bedeutung unsere menschlichen Beziehungen und Freundschaften tatsächlich besitzen?

Aber auch der Umgang mit dem Leid anderer muß behutsam geschehen. Ein Kranker oder ein leidender Mensch will nicht einfach so etwas wie ein Allerweltsmitleid; er erwartet vielmehr, daß man ihn mit seinem Leid ernst nimmt. Das Empörendste dürfte sein, das Leid des anderen wegschwätzen zu wollen. Wo ein Freund von einem Ereignis zutiefst getroffen wird, so daß es ihn zum Leidenden werden läßt, verbietet zunächst die Ehrfurcht vor diesem Menschen und seinem Leid jedes Wort. Hier kann Schweigen Ausdruck der Hochachtung vor der Tiefe solchen Leides und Trauerns sein. Die Ehrfurcht vor der Lebensüberzeugung des leidenden Menschen läßt es auch nicht zu, vorschnell mit frommen religiösen Worten Trost spenden zu wollen.

Es gibt aber auch jenes Leid, das jeder von uns zunächst ein Stück des Weges selbst tragen muß, in dem er sich zwar vom Freund begleitet, aber noch nicht entlastet weiß. Die großen Theologen und Mystiker kannten durchaus das Phänomen der Ratlosigkeit vor Gott, wenn sie von der dunklen Nacht der Sinne sprachen, von jenem tiefsten Leid, das für sie in der ausbleibenden Antwort auf eine Frage oder eben in der Abwesenheit Gottes bestand. Auch die Evangelisten Matthäus und Markus legen Jesus am Kreuz das Wort von der Gottverlassenheit in den Mund: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27, 46; Mk 15, 34) Es ist dies ja der Beginn des 22. Psalms. Eine ganze Theologie, die sogenannte negative Theologie, macht ernst mit dieser Ratlosigkeit des Menschen.

Wo uns ein schweres Leid eines lieben Menschen zutiefst betrifft, wo wir es mitzutragen und zu erleiden versuchen, erhalten die zwischenmenschlichen freundschaftlichen Beziehungen ihre letzte existentielle Tiefe.

In der Religionsgeschichte wird die Forderung solchen Mitleidens bereits im altägyptischen Totenbuch sichtbar, wenn sich darin der Tote verteidigt: „Ich habe den Mitmenschen nicht hungern lassen ...“ Das christliche Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe fordert von uns eine letzte Solidarität mit dem Leid und der Not anderer. In den Gerichtsreden wird den Verdammten vorgehalten, daß sie die Hungrigen nicht gespeist, die Durstigen nicht getränkt, die Fremden von der Tür gewiesen, die Nackten nicht bekleidet, die Kranken und Gefangenen nicht besucht haben (vgl. Mt 25, 41–44).

Bei alledem aber bleibt: eine letzte Antwort auf Leiden in der Welt läßt sich nicht finden, selbst wenn wir diesem Leid nicht ausweichen dürfen, sondern es als ein Stück menschlicher Wirklichkeit annehmen müssen. Für den glaubenden Christen jedoch ist die noch bleibende Ratlosigkeit vor dem Leid ein Zeichen dafür, daß eben Erlösung hier auf Erden nicht oder wenigstens noch nicht voll gegeben ist, sondern daß noch Verheißung bleibt – allerdings eine Verheißung, die dieser Welt fest zugesagt wurde und die in der Auferstehung Jesu bereits ihren Anfang genommen hat. Nach dem Bericht des Evangelisten Lukas greift Jesus bei seinem Besuch in der Synagoge seiner Heimatstadt Nazareth

nach der Schriftrolle, öffnet sie und liest daraus – bezogen auf sein Kommen und Wirken – die Worte des Propheten Jesaja:

Gott wirkt durch mich.

Er hat mich berufen.

Er hat mich gesandt, seine Liebe den Armen zu bringen, Gefangenen Freiheit zu geben und Blinden das Licht, Mißhandelte zu erlösen und eine Zeit anzukündigen, in der Gott Heil gibt. (Luk 4, 18–19)

Keine Alternative zur Brüderlichkeit

Günter Bleickert, Ladenburg

Beim Versuch, über Brüderlichkeit zu reden, kann man gerade heute schnell auf Widerstand stoßen. „Brüderlichkeit?“ sagte mir skeptisch ein junger Mensch, „meine Freunde sind mir lieber; die kann ich mir wenigstens selber aussuchen.“ Deshalb, so sieht man, hilft der Gegenvorschlag „Schwesterlichkeit“, den wir nicht ernster zu nehmen brauchen, als er gemeint ist, ebenso wenig weiter wie die moderner klingende Etikettierung „Solidarität“. Brüderlichkeit, so scheint es, ist eher eine Sache des Gefühls, Solidarität dagegen eher des Bewußtseins; der Tat jedoch mangelt es beiden in gleicher Weise. Und wenn einmal solidarisches Bewußtsein doch endlich in solidarisches Handeln sich verwandelt, dann erweist sich die Solidarität mit einer bestimmten Person oder Gruppe auf ihrer Kehrseite als gleichursprüngliche Abschirmung gegen andere. Womit wir erneut darauf gekommen wären, daß Brüderlichkeit auch als Solidarität ausgegeben eben am besten unter Freunden funktioniert.

Daß dies der Fall ist, daß die Tatsachen zumeist so liegen, wer mag das leugnen? Indessen, „Tatsache“ – sagt *Ludwig Feuerbach*¹ einmal – „paßt auf die Vernunft, wie die Faust aufs Auge“. Der Hinweis, daß die Fakten, die Realitäten nun einmal anders seien, nimmt überhaupt nichts vom Wert, Recht und Sinn vernünftiger idealer Prinzipien. Im Gegenteil: Gerade weil die Verhältnisse anders, noch anders sind, als es die vernünftigen Überzeugungen verlangen, sind letztere sinnvoll und notwendig. Die Tatsachen, die elenden und notvollen, sollen gewendet werden zur Freiheit, zur Brüderlichkeit. Auf den Appell zur Brüderlichkeit kann so lange nicht verzichtet werden, wie sie in unserem Leben, im Leben der Gesellschaft nicht, noch nicht verwirklicht ist.

¹ *Das Wesen des Christentums*, Reclam-Ausgabe, 311.